



Leseprobe aus Hammerschmidt, Janßen und Sagebiel, Quantitative Forschung in
der Sozialen Arbeit, ISBN 978-3-7799-3960-3

© 2019 Beltz Juventa in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel
[http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?
isbn=978-3-7799-3960-3](http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-3960-3)

Einführung: Quantitative Forschung in der Sozialen Arbeit

Peter Hammerschmidt, Christian Janßen
und Juliane Sagebiel

1 Einleitung

Sozialwissenschaftliche Disziplinen beruhen auf empirischer Sozialforschung. Nach anfänglichen Defiziten gelang es der Sozialen Arbeit in den 1990er Jahren, Anschluss an den sozialwissenschaftlichen Forschungsstand zu erreichen (vgl. Otto/Oelerich/Micheel 2003, S. 3). Neben zahlreichen Studien in, zur und von der Sozialen Arbeit spiegelt sich dies auch in einer Reihe von Publikationen über diese Forschung und deren Methoden wider (pars pro toto: ebd.; Oelerich/Otto 2011; Jakob/von Wensierski 1997; Rauschenbach/Thole 1998; Maier 1999; Schweppe 2003; Schweppe/Thole 2005; Engelke u. a. 2007; Bock/Miethe 2010; Dexheimer 2011; Heimgartner/Loch/Sting 2012; Mührel/Birgmeier 2014). Einen auffallend geringen Stellenwert hatten dabei von Anfang an Forschungsarbeiten, die dem quantitativen Paradigma zuzuordnen sind. Bei der Beurteilung des (späten) Anschlusses der Sozialen Arbeit an den sozialwissenschaftlichen Forschungsstand ist jedoch in Rechnung zu stellen, dass die Akademisierung Sozialer Arbeit von der deutschen Bildungspolitik erst Ende der 1960er Jahre in die Wege geleitet wurde und flächendeckend erst in den 1970er Jahren zum Tragen kam.¹ Dabei hatten die neugeschaffenen Fachhochschulen zunächst und

1 Hier ist darauf zu verweisen, dass die Soziale Arbeit über eine Forschungstradition verfügt, die lange vor der Akademisierung ihrer Ausbildung einsetzte, nämlich schon im Vormärz (der Zeit vor der März-Revolution 1848). Soziale Arbeit wurde in ihrer Entstehung stark von sozialen Bewegungen geprägt, besonders von der bürgerlichen Sozialreformbewegung, konfessionellen Bewegungen und später auch von der bürgerlichen Frauenbewegung (Aner/Hammerschmidt 2010). Schon im späten Vormärz erstellten VertreterInnen der beiden erstgenannten Bewegungen Reportagen und Berichten über das „Volksleben“ und Armut, die einen ethnografischen Charakter trugen. Systematische wissenschaftliche, auch quantitative Erhebungen erfolgten spätestens zu Beginn des Kaiserreichs vor allem im Umfeld des 1872 gegründeten „Vereins für Sozialpolitik“ und des „Deutschen Vereins für Armenpflege und Wohltätigkeit“ (gegründet 1880, ab 1919 „Deutscher Verein für öffentliche und private Fürsorge“) (ebd., S. 77 f.; Sachße 1986, S. 94–104; Bock/Miethe 2010, S. 1256–1259; Ausführlich: Bromberg/Hoff/Miethe 2012). Im selben Umfeld sind dann die Aktivitäten des Frankfurter Mäzens Wilhelm Merton und seines „Institutes für Gemeinwohl“ und der daraus hervorgehenden „Centrale für private Fürsorge“ (heute: Insti-

lange Zeit keinen Forschungsauftrag und verfügten demzufolge auch nicht über Forschungsmöglichkeiten. Und an den neueingerichteten Diplom-Studiengängen für Erziehungswissenschaften mit der Möglichkeit, Sozialpädagogik als Studienschwerpunkt zu wählen, dominierte noch lange die „Empirieabstinenz geisteswissenschaftlicher Theorietraditionen“ (van Santen in diesem Band). Das erstgenannte Hemmnis empirischer Forschung besteht fort, auch wenn es sich etwas relativiert hat, das zweite ist indes weitgehend entfallen, womit die 1990er Jahre zu „einer take-off-Phase empirischer Forschung“ (Otto/Oelerich/Micheel 2003, S. 3) in der Sozialen Arbeit werden konnten. Acht Jahre nach der zitierten Aussage hielten Oelerich/Otto (2011, S. 9) fest: Die Soziale Arbeit

„hat ihre nachholende Phase hinter sich gelassen und befindet sich in einem Prozess disziplinärer wie professioneller Normalisierung – hinsichtlich ihres quantitativen Umfangs, ihrer Qualität und unbestritten auch hinsichtlich der noch zu überwindenden Defizite.“

Zu den Defiziten zählen Oelerich/Otto auch den Mangel an quantitativer Forschung: Wir halten

„einen verstärkten Ausbau gehaltvoller quantitativer Studien in diesem Feld und damit die verstärkte Erarbeitung von Ergebnissen, die generalisierbare Aussagen über Soziale Arbeit in fundierter Weise ermöglichen, Aussagen zu deren quantitativer Verteilung wie zu tiefer gehenden Analysen systematischer Zusammenhänge in Zukunft für dringend erforderlich“ (ebd., S. 12).

Der geringe Stellenwert quantitativer Forschung in der Sozialen Arbeit ist mit dem Angeführten jedoch nicht erklärt. Thomas Olk (1986, S. 13 u. passim) theoretisierte Soziale Arbeit als „Normalisierungsarbeit“, die zur (Wieder-)Herstellung von Verhaltensweisen beiträgt, die sich (dann wieder) im Rahmen gesellschaftlich formulierter Normalitätsvorstellungen bewegen, womit Soziale

tut für Sozialarbeit) zu verorten. Der hier angestellte Christian Jasper Klumker begründet nach der Jahrhundertwende eine empirisch fundierte Fürsorgewissenschaft und begleitete ab 1914 ein Extraordinariat für „Armenpflege und soziale Fürsorge“. Neben Nationalökonomie und Geschichte hat Klumker in einem Zweitstudium Statistik studiert, was dementsprechend auch seine fürsorgewissenschaftlichen Arbeiten prägte (Eckhard 1999; Gängler 2001). Besonders erwähnenswert sind auch die Studien und statistischen Erhebungen, die schon in den 1890er Jahren von Jane Addams, eine Pionierin der Sozialen Arbeit in den USA, und Florence Kelley am Hull-House durchgeführt wurden. Diese Forschungsaktivitäten standen in einem Arbeitszusammenhang mit der Chicagoer Schule und waren durch die regen internationalen Aktivitäten von Alice Salomon auch in Deutschland bekannt (Miethe 2012; Braches-Chyrek 2013).

Arbeit als „people-changing-activity“ zu charakterisieren sei. Für das Ändern von Personen kann es aber keine Erfolgsgarantien geben, weil jeder Mensch, das ist eine unhintergehbare anthropologische Gegebenheit, mit einem eigenen Willen ausgestattet ist, wie schon Bernfeld (1925/1990) wider pädagogische Allmachtsphantasien betont hat. Der Mensch kann sich jeweils so oder eben auch anders entscheiden. Die Eigenwilligkeit des Menschen – einschließlich der AdressatInnen der Sozialen Arbeit – oder anders formuliert: ihre Subjekthaftigkeit – führt letztlich dazu, dass Soziale Arbeit keine Ergebnisqualität ihrer Arbeit garantieren kann. Dieselbe Einschätzung finden sich auch in anderen Theorien Sozialer Arbeit, etwa der von Dewe und Otto (2010), die Soziale Arbeit als „stellvertretende Deutung“ bestimmen, und noch ausgeprägter in Schaarschuchs Nutzertheorie. An Olk anknüpfend gibt Schaarschuch (1999; 2010) zu Protokoll, dass die Interaktion zwischen Professionellen und AdressatInnen bzw. den NutzerInnen Sozialer Arbeit auf Veränderungen der Person der NutzerInnen, ihres Denkens, Wissens, Handelns usw. ziele. Das seien aber Prozesse, die die NutzerInnen nur selbst als Akt der Aneignung oder der Selbstproduktion vollziehen können. Die Fachkräfte der Sozialen Arbeit könnten dies nicht „produzieren“, sondern nur ko-produzierend unterstützen. Allerdings lässt sich aus all dem Angeführten eine Delegitimierung quantitativer Sozialforschung über die Soziale Arbeit nicht ableiten, denn diese Feststellungen beziehen sich auf einen anderen Aussagebereich: Die Konfrontation der Professionellen der Sozialen Arbeit in ihrer Praxis mit jeweils besonderen Situationen und eigenwilligen AdressatInnen, deren Verhalten sie nicht „programmieren“ kann, muss VertreterInnen der Disziplin Sozialer Arbeit nicht von einer quantitativen Erfassung und Vermessung der Sozialen Arbeit und der in ihr auftauchenden Sachverhalte abhalten.

Soll damit konstatiert werden, quantitative Sozialforschung sei zwar für die Wissenschaft interessant, aber für die Praxis Sozialer Arbeit irrelevant? Keineswegs! Wenn Fachkräfte der Sozialen Arbeit sich fachpolitisch engagierend dafür einsetzen, dass z. B. Frauenhäuser aufrechterhalten oder Obdachlosenheimen eingerichtet werden, dann rekurrieren sie argumentativ notwendigerweise auf Wissen über Normalitätsverläufe, Regelmäßigkeiten und Gefährdungsmöglichkeiten. Wissensbestände mithin, die durchaus quantifizierbar sind. Und fachpolitische Argumentationen, die statistisch gestützt und untermauert sind, gewinnen an Überzeugungskraft und verfügen über bessere Durchsetzungschancen, wie uns die verschiedenen soziologischen Problemtheorien lehren (pars pro toto: Best 2008, S. 31 ff.). Problemtheorien lehren uns auch, dass Forderungen oder Problematisierungen regelmäßig mit Zurückweisungen oder Entproblematisierungen konfrontiert werden und dies eben auch mit statistischen Materialien. Beides, das Aufstellen eigener, ziffernmäßig gestützter Forderungen, wie das Zurückweisen der eigenen Forderung teilweise gestützt durch Zahlenmaterial, erfordert, dass die PraktikerInnen der Sozialen Arbeit für ihre

fallübergreifenden advokatorischen Aufgaben in der Lage sind, Statistiken, also Ergebnisse quantitativer Sozialforschung, zu verstehen, zu interpretieren und daraus Folgerungen abzuleiten. Aber nicht nur bei der fallübergreifenden Arbeit, sondern durchaus auch bei der Arbeit mit Einzelfällen ist die Praxis Sozialer Arbeit gut beraten, auf Befunde quantitativer Sozialforschung zurückzugreifen – und die Disziplin, solche Befunde zu erarbeiten. Ein gestohlener Lippenstift, eine Prügelei auf dem Schulhof – sind das bereits typische Anfänge von „Verbrecherkarrieren“? Der Konsum eines Joints in einer Jugendclique – ist das immer schon der Beginn einer langjährigen Drogenkarriere? Muss bei den angeführten Fällen immer direkt rasch und hart z. B. durch Polizei und Justiz durchgegriffen werden, um verhängnisvolle Entwicklungslinien abubrechen? Oder bestehen erst einmal spezifische sozialarbeiterische Handlungsbedarfe oder handelt es sich etwa bei alledem „nur“ um bei Jugendlichen alterstypische Normverstöße, die sich ohnehin „ausschleifen“ werden? Das sind Fragen, mit denen die Fachkräfte der Sozialen Arbeit in ihrem Arbeitsalltag konfrontiert werden und zu denen sie – auch auf den jeweiligen Einzelfall bezogen – Stellung beziehen müssen, letzteres etwa in Form von gutachterlichen Stellungnahmen in Jugendgerichtsverfahren. Im Rahmen solcher gutachterlichen Stellungnahmen sind die Professionellen angehalten, Entwicklungsprognosen abzugeben. Irrtumsfreie und damit einhundertprozentige zuverlässige Prognosen menschlichen Verhaltens sind wegen der schon angeführten Willensfreiheit und Eigenwilligkeit nicht möglich, aber eine Berechnung von Handlungswahrscheinlichkeiten kann in der Regel (sic!) vorgenommen werden und mögliche Irrtumswahrscheinlichkeiten oder potentielle Fehlergrößen berechnet werden. Um fehlerfrei eine solche Prognose zu erstellen, ist es erforderlich, vorhandene wissenschaftliche Erkenntnisse inkl. statistischer Befunde zu kennen und in der beruflichen Praxis zu nutzen.

Eingedenk der vorstehenden Überlegungen über die Relevanz von Ergebnissen quantitativer Forschung für die Soziale Arbeit muss die vielfach zu beobachtende eher reservierte, wenn nicht gar abwehrende Haltung von PraktikerInnen – und Studierenden – der Sozialen Arbeit gegenüber statistischen Befunden und viel mehr noch der eingangs konstatierte geringe Stellenwert quantitativer Forschung verwundern. Thomas Rauschenbach, der sich besonders um die Kinder- und Jugendhilfestatistik verdient gemacht hat, führt dies zusammen mit Mathias Schelling auf eine starke normative Orientierung in der Sozialen Arbeit zurück. Deshalb seien die VertreterInnen

„der Kinder- und Jugendhilfe zumeist wenig überzeugt von der erhellenden Kraft einfacher empirischer Beobachtungen, schlichter Dokumentationsverfahren und nüchterner Zahlenreihen. Die Kinder- und Jugendhilfe und die Soziale Arbeit hat lange Zeit – vermutlich mehr als andere – eine tiefe Skepsis durchzogen, derzufolge die Relevanz von Berichterstattung, Dokumentation, Statistik, Messung und auch Planung nicht sonder-

lich hoch eingeschätzt wurde. Daten, Kennzahlen und empirische Befunde, so sie überhaupt verwendet wurden, dienten eher als Legitimationsfolie denn als Erkenntnisquelle“ (Rauschenbach/Schilling 2001, S. 9).

Auch Bernd Dewe und Hans-Uwe Otto (2010) kritisieren, wenn auch in einem anderen Kontext, die starke normative Ausrichtung der Disziplin Soziale Arbeit, was sich in ihren Theoretisierungen, genauer in dem dabei zum Tragen kommenden (mitunter nicht explizierten) Verständnis vom Verhältnis zwischen Wissenschaft (Disziplin) und Praxis (Profession) zeige. Die Disziplin habe sich auf die Reformierbarkeit der sozialpädagogischen Praxis und ihre gesellschaftlichen und sozialen Bedingungen konzentriert und könnte deshalb keinen theoretischen und wissenschaftslogischen Fokus entwickeln. Solange sich sozialpädagogische Theorieangebote als normative Theorien einer bzw. für eine Praxis verstünden, könnten sie sich ihrem Untersuchungsfeld nicht in analytischer und reflexiver Perspektive nähern; sie könnten dann entweder nur die Begründungsprobleme des praktischen Handelns bspw. ideologiekritisch dekonstruieren oder aber die Praxis technologisch als Anwendungsfall von Theorie verstehen. Eine analytische und reflexive Perspektive auf das Untersuchungsfeld sei so aber nicht möglich. Erforderlich sei dem gegenüber, dass „die akademische Sozialpädagogik über sich als Disziplin nachsinnen müsse, um zu einer kognitiven Reorganisation ihres Beobachterstandpunktes gegenüber der Profession und in der Folge zu weiterführenden Selbstbeschreibungen zu gelangen“ (2010, S. 203). Anders formuliert: Die Sozialpädagogik soll ihr Selbstverständnis als Wissenschaft bzw. Disziplin und ihr Verhältnis zur Praxis (neu) bestimmen.

Im schon angeführten Text verweisen Dewe/Otto (2010, S. 204), wenn auch eher am Rande, auf die „Gefahr der Ökonomisierung“, die in den 1990er Jahren feststellbare „Tendenz zu einer ökonomistischen Reduktion der erreichten Standards professioneller Praxis in den sozialen Berufen auf ausschließlich an Wirtschaftlichkeitskriterien orientiertem Vorgehen nach der Logik des Marktes“ [...] die damit einhergehende, „im Kern technokratische, vornehmlich effizienz- und leistungsorientierte Debatte um ‚Qualität‘ und ‚Qualitätssicherung‘“ (ebd.), die die Professionalisierung Sozialer Arbeit bedrohten. Mit den damit angesprochenen von der Politik und den (Kommunal-)Verwaltungen initiierten Veränderungen sozialer Dienstleistungserbringung, die unter den Schlagworten „Verwaltungsmodernisierung“, „Neues Steuerungsmodell“ (Krone u. a. 2009; Blanke u. a. 2011; Hagn u. a. 2012) und später auch „Evidenzbasierte Soziale Arbeit“ und enger „Wirkungsorientierte Jugendhilfe“ propagiert, diskutiert und erforscht wurden, ging eine managementorientierte und verwaltungstechnokratisch mit Kennziffern operierende, auf Kosteneinsparung zielende und quantifizierende Leistungsmessung angelegte Reorganisation der Sozialen Arbeit einher. Dies wurde seitens der Profession und Disziplin Sozialer Arbeit überwiegend als Bedrohung professioneller Autonomie und als dem Gegen-

stand Sozialer Arbeit unangemessen kritisiert und zurückgewiesen (Messmer 2007; Albus u. a. 2008, 2010; Otto/Ziegler 2006, Otto u. a. 2008; Otto/Polutta/Ziegler 2010). Die bei all dem erfolgende Konfrontation Sozialer Arbeit mit ihrer „Quantifizierung“ bzw. mit Quantifizierungsversuchen fiel zeitlich, eine bloße Koinzidenz, mit der schon angeführten „take-off-Phase“ empirischer Forschung Sozialer Arbeit zusammen. Das Unbehagen mit Quantifizierungen auch bei der empirischen Erforschung Sozialer Arbeit mag, wie sich vermuten lässt, einen weiteren, neben der oben angeführten Normativität, Grund darin haben und zu dem vergleichbar geringen Stellenwert quantitativer Sozialforschung in der Sozialen Arbeit beigetragen haben. In Parenthese: Zwangsläufig war diese ablehnende Haltung gegenüber quantitativer Forschung aber trotz dieses fachpolitischen Kontextes nicht, ebenso denkbar wäre das Gegenteil, nämlich eine Schwerpunktsetzung auf quantitative Forschung, gewesen; aber nicht nur die AdressatInnen und Professionellen, sondern auch die VertreterInnen der Disziplin sind eigenwillige Wesen.

So angemessen und gut begründet auch die Zurückweisung verschiedener Arten und Formen quantitativer Steuerung Sozialer Arbeit auch ist, so wäre doch das sprichwörtliche Kind mit dem Bade ausgeschüttet, wollte Soziale Arbeit generell auf eine quantitative Erforschung Sozialer Arbeit bzw. der Sachverhalte, mit denen sie konfrontiert oder denen sie ausgeliefert ist, verzichten. Dass solche Forschung für die Disziplin angemessen und für die Profession durchaus hilfreich sein kann, haben wir schon weiter oben anhand von Beispielen zu belegen versucht. Am Ende dieser Einleitung wollen wir das grundsätzlicher und zugleich summarisch formuliert noch einmal festhalten: Immer dann, wenn es um die quantitative Beschreibung eines Phänomens oder einer Population geht, immer dann, wenn es um die Repräsentativität, Relevanz und Signifikanz z. B. auch der mit qualitativen Methoden gefundenen Erkenntnisse geht und immer dann, wenn es um korrelative bis hin zu kausalen Aussagen geht, kann die quantitative Methodik ihre Stärken gewinnbringend in die Soziale Arbeit einbringen. Zudem gibt es mittlerweile statistische Verfahren, die in der Lage sind, auch komplexere Strukturen z. B. mit Strukturgleichungsmodellen zu berechnen oder nicht-lineare Beziehungen z. B. mit Cluster- oder Korrespondenzanalysen zu analysieren und darzustellen. Die vorliegenden Beiträge wollen demzufolge Einsatzmöglichkeiten der quantitativen Methodik in der Sozialen Arbeit aufzeigen und zur Diskussion stellen. Zunächst jedoch möchten wir in dieser Einführung einen knappen gegenüberstellenden Vergleich zwischen qualitativer und quantitativer Sozialforschung geben (2. Kap.), bevor wir die Beiträge dieses Bandes im Einzelnen vorstellen (3. Kap.)